

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 31 (1951-1952)
Heft: 8

Artikel: Bericht aus Normalien : ein Fragment
Autor: Hesse, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-159987>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zu verlassen. Mattei's Schlußfolgerungen können wie folgt zusammengefaßt werden: Die italienische Kammer ließ sich von den kommunistischen Polemiken und Drohungen nicht beeindrucken und hat deutlich erklärt, sie sei überzeugt, daß Italiens Platz sich in der westlichen Gemeinschaft befinde, an der Seite derjenigen, welche sich vor jeglicher Form des sowjetischen Expansionismus schützen wollen. Diese Auffassung wird von der Masse des italienischen Volkes geteilt, das, wenn es gelten sollte, die eigene Unabhängigkeit zu verteidigen, an den eigenen Mut und an die eigene Vaterlandsliebe zu appellieren weiß. Dieser Mut und diese Vaterlandsliebe können durch die Aufrufe, die Schmeicheleien und die groben Einschüchterungsversuche des kommunistischen Führers nicht erstickt werden.

BERICHT AUS NORMALIEN

Ein Fragment

VON HERMANN HESSE

Lieber und ergebenst hochgeschätzter Freund!

Da Sie in Ihrer Güte mich dazu ermuntern, will ich denn unsern Briefwechsel, der ja stets mehr ein von mir bestrittener Monolog als ein Gespräch und nun während dieser Unglücksjahre unterbrochen war, wieder aufnehmen und Ihnen wieder einmal von meinem Leben und von den hiesigen Zuständen berichten. Ich weiß zwar freilich nicht, ob Sie über uns, unsern Staat und seine Einrichtungen nicht besser unterrichtet sind als ich, der ich, in meiner Subjektivität befangen, mich hier zwar wohl und zuhause fühle, aber doch nicht ohne durch manches Eigentümliche, Widerspruchsvolle oder Befremdende in unserer Gemeinschaft und unsrem Leben mich gelegentlich bald überrascht oder auch erschreckt, bald auch verhöhnt und überlistet oder an der Nase herumgeführt zu fühlen. Nun, so ist es eben, möglicherweise ist und war es überall und jederzeit auf Erden so, und wie gesagt, fühle ich mich hier wohl und habe nicht die Absicht und das Bedürfnis, Kritik an den Zuständen zu üben oder gar mich über sie zu beklagen. Im Gegenteil, es lebt sich gut in unserer so gewaltig ausgedehnten Anstalt, und die Rätsel, die unser Leben in Normalien uns aufgibt, sind vielleicht von denen in Ihrem Nordblock, oder wie Ihr Land sich zur Zeit nun nennen mag, nicht allzu sehr verschieden. Uns beschäftigt und beunruhigt zum Beispiel die Frage, wer nun eigentlich unser Direktor — aber lassen Sie mich über diese Kardinalfrage vorläufig lieber noch schweigen! Sehr wenig

unterrichtet sind wir auch über die Frage, wie es bei uns nach dem Sturze der letzten Tyrannis eigentlich zu der «Diktatur der Stände» gekommen sei, als die wir uns offiziell bezeichnen. Aber Sie dürften sich eher für eine andre Frage, vielmehr einen Komplex von Fragen interessieren, für jene Frage nämlich, die sich auf die Legende von der Vorgeschichte unserer Anstalt — nein, unseres so umfangreichen und dicht bevölkerten Gemeinwesens bezieht. Sie wissen: wir Normalier leben hier als freiwillige und sich autonom regierende Insassen eines Länderkomplexes, der dem westöstlichen, föderativ-diktatorischen Staatenkonglomerat angehört. Hervorgegangen aber ist unser Land und Gemeinwesen aus einer kleinen, kaum eine Quadratmeile umfassenden Parklandschaft im Norden Aquitaniens, und dieser Park mit seinem Dutzend Gebäuden war zur Zeit vor den letzten politischen und kriegesischen Umwälzungen nichts anderes als eine mittelgroße, sehr gut geführte Irrenanstalt. Das Anwachsen dieser Anstalt zu einem ganzen Staat und Lande wird von den offiziellen Historikern daraus erklärt, daß infolge der Angst- und Massenpsychosen seit dem Beginn der gloriosen Epoche jene weitbekannte Anstalt einen solchen Zustrom an Patienten zu bewältigen hatte, daß aus der Siedlung ein Dorf, ein Komplex von Dörfern, endlich ein Komplex von Landschaften und Städten, kurz unser jetziges Land entstanden sei. Dabei sei den Bedürfnissen der reich abgestuften Kategorien von Patienten entsprechend ein System von Anstalten für schwer und weniger schwer Gestörte, für Süchtige, für Neurotiker, für nur Nervöse etc. etc. entstanden, und während die Heilstätten für ernstlich Kranke nach wie vor von Ärzten nach den Spielregeln der damaligen Psychiatrie geleitet wurden, habe sich um sie herum eine kleine Welt von Siedlungen und Wohngemeinschaften gebildet, in welchen es weder Arzt noch Psychiatrie gab, und welche infolge ihrer eher angenehmen Existenzbedingungen einen gewaltigen Zulauf von Ruhesuchenden aus dem ganzen Abendlande erfuhr. Und so sei es, so glauben wir und so berichtet die Legende, kurz nach der Stabilisierung des West-Ostlichen Staatenkonglomerats zur Entstehung unserer Gemeinschaft auf der Basis der Diktatur der Stände gekommen, eines dreißig Millionen fassenden Instituts für Vernünftige und Vollsinnige, in welches jeder Vernünftige und Vollsinnige, einige Prüfungen und Verpflichtungen vorausgesetzt, einzutreten das Recht hat. Es sind also im Gegensatz zur ursprünglichen Bestimmung der Anstalt in unsrem zum Staate erweiterten Institut die Gesunden und Normalen vereinigt, während der übrige und sehr viel größere Teil des von den Ost-Westwinden zusammengewehten Konglomerats von den mehr oder weniger Kranken und Gestörten bevölkert und regiert wird. So sagt die Legende, und im Grunde sind wir damit zufrieden und glauben wir an sie wie jedes lebende Wesen an seine

eigene Existenz glaubt und glauben muß. Nur hat sich in neuerer Zeit, Hand in Hand mit anderen irritierenden Theorien und Gedanken, auch folgender lästige Gedanke bei uns eingeschlichen: es sei ein uraltes Erkennungszeichen der Verrückten, daß sie sich gern als die Normalen und Gesunden vorkommen oder aufspielen, und so sei es auch bei uns in unserem Staat, wir seien keineswegs vernünftig und vollsinnig, sondern seien Geisteskranke, und unser Aufenthalt in diesem Scheinstaat sei kein freiwilliger und unser Staat kein Staat, sondern wir seien ganz einfach eine große Anstalt voll Verrückter. Wie gesagt, es ist dies eine Frage, mit der sich nur gelegentlich einige von uns ernster befassen, diese gehören aber allerdings zu den feineren und begabteren Köpfen unter uns, und die Frage, ob wir oder die anderen die Verrückten seien, bildet den Hauptinhalt für die Philosophien und Spekulationen unsrer Genies. Wir ändern, wir Kühleren und Älteren, halten uns allerdings mehr an die allgemeinen Spielregeln und glauben entweder treu und schlicht an die überlieferte Legende, also an unsre Vernünftigkeit und an die Freiwilligkeit unseres Aufenthaltes in Normalien, oder aber wir sind der Meinung, es führe zu nichts, sich über diese unlösbaren Fragen aufzuregen, und es komme nicht so sehr darauf an, festzustellen, ob man verrückt oder normal, ob man Affe im Affenkäfig oder durch das Gitter glotzender Abonnent des zoologischen Gartens sei, sondern es sei richtiger und bekömmlicher, sowohl das Dasein wie die Metaphysik als ein zwar nicht problemloses, doch recht sinnvolles und charmantes Spiel aufzufassen und sich des vielen Guten und Schönen zu freuen, das wir innerhalb dieses Spieles erleben können. Nur allerdings, was die Person und die Funktionen unseres Herrn Direktors betrifft, kann auch ich mir allerlei Zweifel und vielleicht vorlaute Deutungsversuche nicht versagen. Doch davon vorerst kein Wort, es muß sich da noch so vieles erst beruhigen und klären, ehe man sich an dies heikelste Problem mit den groben Mitteln der Sprache und Logik heranwagen könnte. Halten wir uns, verehrter Gönner, an das Nahe und scheinbar Gewisse, und suchen wir das Spekulieren möglichst in bekömmlichen Grenzen zu halten.

Ich lebe zur Zeit, nach manchen Ortswechseln, wieder wie vor Jahren im eigentlichen Herzen von Normalien, nämlich auf dem Terrain des ehemaligen Irrenhauses, in einem neueren Nebengebäude nicht weit von der Hecke, die den berühmten alten Park vom großen Nutzgarten trennt. Dieser Wohnort hat, wie jeder andre in unserem Staat, seine Vorzüge und Nachteile, seine besonderen örtlichen Traditionen, Privilegien und Servitute, wie denn in einem relativ noch jungen, aus Landesteilen mit äußerst verschiedener Vorgeschichte zusammengesetzten Föderativstaat auch die mächtigste Verfassung und Ideologie die Fortdauer starken provinzialen Eigenlebens nicht ver-

nichten kann. Zum Beispiel brauchen wir Insassen von Alt- oder Urnormalien uns um die staatsbürgerlichen Pflichten nicht sehr viel zu kümmern, das heißt wir haben das Wahlrecht, aber keine Wahlpflicht, und die wichtigste staatsbürgerliche Tätigkeit, das Bezahlen der Steuern, besorgt die Anstaltsleitung für uns, wir brauchen uns darum nicht zu kümmern, die Beträge werden uns auf die Rechnung geschrieben, solange wir noch ein Guthaben stehen haben, und ist dieses erschöpft, nun so sendet uns der Staat, damit wir wieder zu Steuerquellen werden, in eine andre Gegend, in irgend einen seiner Betriebe, selbstverständlich mit voller Wahrung des Prinzips der Freiwilligkeit und Selbstbestimmung. Vorläufig, soweit ich unterrichtet bin, reicht mein Guthaben noch für manche Quartalsrechnung und manche Steuerzahlung aus, es sei denn, es komme wieder einmal zu einer jener recht ernstesten Krisen, bei welchen die Bevölkerung in einmütiger Empörung ihr gesamtes Vermögen auf die Steuerämter trägt und diese unter Bedrohung und eventueller Anwendung von Gewalt zur Annahme zwingt, sehr zum Mißvergnügen der Beamten, denn nach unsrer Verfassung wird jedesmal, wenn der Staat Alleinbesitzer allen Vermögens geworden ist, die gesamte Beamtenschaft entlassen, da nichts mehr zum Einziehen da ist. Doch das sind Einrichtungen, über welche Sie, verehrter Freund, vermutlich besser Bescheid wissen als ich, denn ich bin, innerhalb gewisser Grenzen, auch im heutigen so sehr vervollkommeneten Konglomerats-Staatsleben ein Individualist und Träumer, ein Ignorant und uninteressierter Mitläufer geblieben. Lassen Sie mich, nach einer so langen Unterbrechung unseres Austausches, nur erst die Vertraulichkeit wiedergewinnen und zum Schildern und Erzählen gelangen, so werde ich Ihnen Interessanteres mitteilen können, ich meine damit Einzelheiten meines und unseres Lebens, die Ihnen vielleicht neu sind und Spaß machen können. Dazu gehört unter andrem, wie ich schon andeutete, das Vorhandensein so mancher regionaler Eigentümlichkeiten und Eigengesetzlichkeiten in unseren verschiedenen Distrikten, Provinzen und Städten, Eigentümlichkeiten von historischer, zum Teil uralter Bedingtheit, welche ungeachtet der freiwillig-diktatorischen Einigkeit mit großer Zähigkeit fortbestehen. So war ich zum Beispiel vor drei oder vier Jahren einst, von den Amtsorganen zur Betätigung des freiwilligen und spontanen Ortswechsels ermahnt, nach der Stadt Flachsenfingen gezogen, über die ich manches Interessante gelesen hatte. Ich hatte einen Gartenpavillon gemietet und bezogen, einige Spaziergänge gemacht und soeben, auf einer angenehmen Bank im Grünen, mit der Niederschrift einer kleinen Dichtung begonnen, als mit der Schnelligkeit des Sturmwindes ein Polizeimann auf dem Motorrade herangebraust kam und mich fragte, was ich da treibe.

«Ich dichte», sagte ich, «wenn Sie nichts dagegen haben».

«Oh», sagte er mit korrigierendem Ton, «ich wäre meines Amtes recht wenig würdig, wenn ich nichts dagegen hätte. Sie dichten, sagen Sie? Nun, und wo ist der Ausweis Ihrer Berechtigung und Zulassung? Wo ist Ihr Zunft-Ausweis?»

Eingeschüchtert gestand ich, daß ich nichts dergleichen besitze, erlaubte mir aber doch hinzuzufügen, daß meines Wissens nirgends in der Verfassung Normaliens von Zunftzwang und Zunftausweisen die Rede sei.

«Sie wollen mich belehren?» rief er unwillig. «Normalien hin und Normalien her, wir sind hier in Flachsenfingen. Sie haben also keinen Ausweis? Wollen Sie damit etwa sagen, daß Sie überhaupt keiner Zunft angehören?»

So stand es in der Tat mit mir, und ich erfuhr nun, daß in dieser Stadt nichts so absolut verpönt und unmöglich war als irgendwelche Tätigkeit auszuüben, ohne einer Zunft anzugehören. Ich mußte Papier und Bleistift ausliefern und dem strengen Manne folgen, ich wurde aufs Rathaus und zum Bürgermeister geführt, einem recht sympathischen Mann übrigens, mußte ihm Rede und Antwort stehen und bat, nachdem ich begriffen hatte, um was es gehe, um meine Zuweisung zur Dichter- oder Literatenzunft. Nun war es der Bürgermeister, der etwas in Verlegenheit geriet, denn eine solche Zunft gab es in seiner Stadt nicht. Es wurde denn eine Ratssitzung einberufen, nachdem man mich eidlich verpflichtet hatte, bis zu meiner Einreihung in eine Zunft keinerlei Tätigkeit auszuüben, und in der Sitzung wurde nach umständlichem und lebhaftem Debattieren beschlossen, es sei die Schneiderzunft, in welche ich am ehesten zu passen scheine und welche also ersucht werden solle, mich aufzunehmen. Wieder vergingen einige Tage, bis die Obmänner der Schneiderzunft mich aufsuchten und mir erzählten, sie hätten mich ihren Statuten gemäß eigentlich weder aufnehmen können noch wollen, aber nun sei soeben ihr ältestes Mitglied gestorben und damit ein Platz für mich frei geworden, falls ich vom Plenum genehmigt werde und willig sei, mich für meinen Gehorsam gegen die Zunftgesetze zu verbürgen. Ich versprach natürlich alles, wenn es irgend mit meiner Ehre als Mensch und Dichter vereinbar sei. Und wieder nach einer Sitzung, bei welcher ich der Zunft zur Besichtigung vorgeführt wurde, lud man mich ein, probeweise einem feierlichen Akte der Innung beizuwohnen, nämlich der Beerdigung jenes ältesten Zunftbruders. So schritt ich denn etwas bangen Herzens mit im Leichenzuge hinter der Zunftfahne her, sie soll noch in Flachsenfingens Glanzzeit unter des Legationsrats Richter Auspizien gestiftet worden sein. Nach stattgehabter Feier und Niederlegung unsres Kranzes zogen wir in das Gasthaus zur Linde zu einem Imbiß mit gutem Weißwein, von dem wir ziemlich viel genossen. Ich be-

nützte die eingetretene heitere, gelöste und lebensfrohe Stimmung, um einen der würdigen Männer beiseite zu nehmen und ihn zu fragen, ob ich nun wohl Aussicht habe, als Mitglied aufgenommen zu werden.

«Ach», sagte er wohlwollend, «warum eigentlich nicht? Sie gefallen uns soweit ganz gut, und daß wir bisher einen Dichter noch nicht unter uns gehabt haben, ist im Grunde auch kein Hindernis. Offen gesagt, was meine Person betrifft, so war ich bisher immer der Meinung, ein Dichter sei jemand, der gesammelte Werke geschrieben hat und schon lange tot ist. Nur sollten Sie freilich Ihrerseits auch etwas tun, was Sie beliebt macht und Ihre gute Gesinnung beweist».

Ich erklärte, dazu sei ich von Herzen bereit, und bat ihn, mir zu raten, wie ich mich bei den Herren am besten einführen könne.

«Nun», meinte er, «es braucht nicht gleich die Welt zu kosten. Sie könnten zum Beispiel ans Glas klopfen, sich erheben und den Kameraden erklären, aus Sympathie mit der Zunft und ihrem in Gott ruhenden Senior empfänden Sie Lust, ein Gedicht auf den Entschlafenen anzufertigen und den heutigen Verbrauch an Weißwein zu bezahlen».

«Die Idee mit dem Wein», sagte ich dankbar, «gefällt mir sehr. Aber wie soll ich ein Gedicht auf einen verstorbenen alten Herrn machen, den ich nicht gekannt und nie gesehen habe und von dem ich nichts weiß, als daß er Schneider war und die Ehre hatte, Ihrer Zunft anzugehören?»

«Sie sind fremd hier», sagte mein Gönner, «sonst würden Sie wissen, daß unser Senior kein Schneider war, so wenig wie der Zunftmeister oder ich oder irgend ein anderes Mitglied. Sie selbst sind ja auch nicht Schneider und wollen doch unser Mitglied werden».

«Aber was war denn der Verstorbene von Beruf?»

«Ich weiß es nicht genau, ich glaube, er hat früher eine Likörfabrik geleitet oder besessen, er war ein Mann von Bildung und besten Manieren. Aber wegen Ihres Gedichtes machen Sie sich ganz unnötige Sorgen, es brauchen keine Schneider darin vorzukommen, nur vielleicht die rotseidene Fahne mit der goldenen Schere, und irgend so etwas Schönes vom Tod und vom Menschenleben und Wiedersehen und dergleichen. Das ist es, was man bei einem solchen Anlaß gern hören mag».

Er begann ungeduldig zu werden, wir standen im Haustor, und drinnen im kleinen Saale klangen die Gläser. Ich hatte nicht den Mut, ihn noch weiter aufzuhalten, ich ließ ihn zurückkehren, folgte ihm nach einer Weile recht kleinlaut, fand aber bei den Brötchen und dem guten Weine allmählich doch die Courage und gute Laune wieder, erhob mich und rhapsodierte aus dem Stegreif ein Gedicht, von dem es vielleicht schade ist, daß es nie aufgeschrieben wurde,

es hatte viel mehr Kraft, Schwung und Volkstümlichkeit als meine anderen Gedichte, und es gefiel den Herren ganz unbändig, sie wurden richtig tiefsinnig, nickten schwer mit gerührter Zustimmung, riefen Bravo und erhoben sich allesamt, um mit mir anzustoßen, mir Komplimente zu machen und mich als ihren Zunftgenossen willkommen zu heißen. Ich war zu Tränen gerührt und wollte nach all den Händedrücken nun auch noch die Weinspende ankündigen, als mir einer jener lichten Momente, wie sie nach reichlichem Zechen richtig gleich Blitzen aufzucken können, die Einsicht schenkte, daß es dieser Spende, vor der mein schmaler Beutel sich doch etwas fürchtete, ja gar nicht mehr bedürfe. So schwieg ich überwältigt und glücklich und hielt mein Glas den vielen mir Zutrinkenden stumm entgegen. Sie nahmen mich mit Ehren in ihre altehrwürdige Zunft auf, ich war geborgen, niemals mehr wurde meine Arbeit überwacht oder verboten, es war der Ordnung und Form Genüge geschehen. Und auch von der Schneiderzunft hörte ich niemals wieder. Dieses einzige Mal war ich ihrer schönen seidenen Fahne gefolgt, hatte, ein Nichtschneider unter Nichtschneidern, Brötchen gegessen und Wein getrunken, hatte den Kameraden Verse aufgetischt und mich mit ihnen verbrüdet. Wohl geschah es zu seltenen Malen, daß ein Gesicht mir wie bekannt erscheinen wollte und ich mich besann, ob es nicht das eines Zunftgenossen sei, doch der Träger des Gesichtes ging an mir vorüber und verschwand, und so blieb von dem ganzen Erlebnis nichts in mir haften als die Erinnerung an jene zwei Stunden im Kreise der trauernden Zecher.

Was aber jenes Gedicht betrifft, das ich bei jenem Anlaß auf so ungewöhnliche Art hervorbrachte und das so viel Beifall fand, so muß ich bei nüchterner Betrachtung doch sagen: es ist besser und ist ein Glück, daß es nicht aufgeschrieben und aufbewahrt worden ist. Es war das Produkt von Umständen, die zu mir nicht passen und deren Vermeidung und Verhütung ich mein Leben lang viele Opfer gebracht hatte: es war entstanden aus notgedrungener Anpassung an ein mir Fremdes und Ungemäßes, und war entstanden aus einem Zustande der Berauschtigkeit, und zwar Berauschtigkeit nicht so sehr durch den vortrefflichen Weißwein, der mir in angenehmster Erinnerung geblieben ist, als vielmehr durch das ungewohnte Klima von Geselligkeit, Zugehörigkeit, Gemeinschaft, Brust an Brust und Schulter an Schulter, ein gutes Klima vielleicht für Politiker, Pastoren und die Löwen der Vortragssäle, nicht aber für Dichter oder Leute mit ähnlichen Berufen, denen nicht die Gemeinschaft, sondern die Verborgenheit und Einsamkeit förderlich ist. Ich habe das Gedicht, das so schön schien und so viel Erfolg hatte, zwar vergessen, was allein schon beweist, daß die Verse schlecht waren, aber nicht vergessen, sondern mit einiger Reue und Scham im Gedächtnis behalten habe

ich den Schlußgedanken jenes gereimten Sermons, den törichten und feigen, fatalen und geschmacklosen Gedanken, daß zwar der Tod auf uns alle warte, daß es aber ein Trost sei, Kameraden zu wissen, welche, wenn uns das Grab verschlungen hat, unter der teuren alten Fahne gemeinsam unsrer gedenken und unsrem Gedächtnis ein Trankopfer darbringen. Solches Ol, solch salbungsvoller Blödsinn war von meinen Lippen geflossen, zum Entzücken der ehrbaren Tafelrunde, deren Herzen dabei höher schlugen; und so wie mein Gefühl von Zugehörigkeit und Geborgenheit in dieser Runde ein Schwindel war und mich genau so einsam, wach und gegen den Geselligkeitszauber mißtrauisch zurückließ, wie ich immer gewesen war, so war vermutlich auch die Begeisterung, Kameradschaft und Menschenfreundlichkeit der anderen nur eine Seifenblase und hübsche Lüge gewesen. Und wie ich nachher sehr damit einverstanden gewesen war, daß meine Aufnahme in die Zunft der «Schneider» ohne störende Folgen blieb, daß keine neuen Zusammenkünfte, Verbrüderungen und Feste stattfanden, keine Bindungen und Pflichten für mich sich ergaben, so hatten ja auch sie, die teuren Brüder und Mitschneider, die ergriffenen und dankbar begeisterten Zuhörer meiner Verse, die wackeren Schüttler meiner Hände sich nachher den Teufel um mich gekümmert. Dies gerade war ja das Hübsche, das Entzückende an meiner Zunftgeschichte, daß sich da wieder einmal die Gesellschaft, die Allgemeinheit, die offizielle Welt mir mit drohenden Ansprüchen genähert hatte, daß es nach dem Erscheinen des Polizisten auf dem knatternden Rade ausgesehen hatte, als wolle mir die Welt meinen Beruf wieder einmal entweder verbieten, oder mich seine Duldung mit unverhältnismäßigen, mit übergroßen und unerträglichen Opfern bezahlen lassen — und daß dann alles auf eine Zeremonie und auf einen Spaß hinauslief und die Welt nichts weiter von mir verlangte als zwei oder drei Stunden Zecherei mit einer Stube voll harmloser Leute, die mich am nächsten Tage nicht mehr kannten, noch von mir verlangten, daß ich sie kenne.

Dies, Verehrter, war mein Flachsenfinger Erlebnis. Ganz anders wieder ging es mir bald darauf im West-Kulturgau, wohin ich, wiederum zur Betätigung des freiwilligen und spontanen Ortswechsels ermahnt, übersiedelt war. Bei der Wahl dieses Bezirkes wirkte mitbestimmend der Ruf besonders eifriger kultureller Interessiertheit und Unternehmungslust, in welchem der Gau steht, und allerdings auch die weitverbreitete, wenn schon unverbürgte Sage, daß hier der mit Scheu und Ehrfurcht genannte Direktor von Normalien sich häufig aufhalte. Offen gesagt, waren es immerhin in erster Linie opportunistische Erwägungen, die mich zu diesem Versuch mit dem Westgau bestimmten. Meine ökonomischen Verhältnisse bedurften einer Neuordnung. Nicht nur hatte ich in Flachsenfingen es zu

nennenswerten Einkünften nicht bringen können, ich hatte dort auch Schulden gemacht, und daß ich schon nach einem verhältnismäßig kurzen Aufenthalt die Einladung zu freiwilligem Ortswechsel erhielt, dürfte wohl mehr diesen ökonomischen Unregelmäßigkeiten als anderen Gründen zuzuschreiben sein. Im West-Kulturgau nun waren, wenn meine Informationen nicht alle logen, Künste und Wissenschaften geschätzt und in Blüte, es sollten dort Schule, Universität, Kunstpflege, Museen und Bibliotheken, Verlags- und Zeitschriftenwesen auf hoher Stufe stehen, es sollte daselbst Wettbewerbe, Staatsaufträge, Akademien geben. Gelang es mir dort, sei es durch meine Leistungen, sei es auf Grund meiner früheren geachteten Stellung im literarischen Leben, Fuß zu fassen und meinem einst wohlbekannten Namen wieder Geltung zu verschaffen, so konnte auch der materielle Erfolg nicht ausbleiben. Ob ich dann fernerhin, ein geachteter und wohlgeborener Mann des Erfolges, im Westgau bleiben und mich eines satten und befriedeten Lebens erfreuen, hohe Steuern zahlen und hohes Ansehen genießen, oder aber mit dem hier Erworbenen in die mir so teure Parklandschaft von Ur-Normalien zurückkehren und mich dort wieder auf lange, auf Lebenszeit als Pensionär einkaufen würde, darüber machte ich mir vorläufig noch nicht viele Gedanken. Die Lockung zurück zum Park, zur Urzelle unsres Staates, hatte mich niemals ganz aus ihrem Bann entlassen, und bei allem Respekt vor der geistigen Hochblüte des Kulturgaues schien mir doch das Glück des Mitschwimmens in einer emsigen kulturellen Betriebsamkeit nicht unbedingt der damit verbundenen Anstrengungen wert, es mochte dies «Glück» für jüngere und ehrgeizigere Leute mehr bedeuten als für alte und ruheliebende. Aber andererseits besaß der Gau für mich eine starke Anziehungskraft durch jene schon erwähnten Gerüchte über das besondere Verhältnis, in dem der Herr Direktor zu dieser Provinz seines Reiches stehen sollte. Von ihm, dem großen Unbekannten, mehr zu erfahren, zu ihm oder doch zu seinen höheren Funktionären und Mitarbeitern in Beziehungen zu treten und etwa von den vielen ihn umgebenden Geheimnissen das eine oder andere gedeutet zu bekommen, das hätte mir, wie Sie, verehrter Gönner, sich ja denken können, viel bedeutet.

Im Flachsenfinger Sammellager für freiwillige Umsiedler hatte ich nur wenige Tage zu warten, bis ein Transport nach dem Westkulturgau abging. Der Omnibus mochte dreißig bis vierzig Personen fassen, und alle waren wir Intellektuelle oder Künstler, nur zwei junge Leute mit heiteren und angenehmen Gesichtern und Manieren gehörten, wie ich durch einen mitreisenden Journalisten erfuhr, dem Stand der Barbieri an. Diese beiden gefielen mir besser als die Mehrzahl meiner Kollegen, unter welchen eigentlich nur zwei mir sympathisch waren, zwei greise, langhaarige und langbärtige Männer von

jenem verschollenen und heute nur noch sehr selten anzutreffenden Künstlertyp, den, nächst Haar, Bart und Kostüm, eine edle Weltfremdheit und arglose Zerstreutheit kennzeichnet und für den ich, wie ich beschämt gestehe, immer eine gewisse Zuneigung empfunden habe, während allerdings gerade diese beiden edel-weltfremden, schönen Greise ihrer gänzlich unmodischen Frisur und Kleidung wegen von den jungen Barbieren mit Spott und unverhohlener Verachtung angesehen wurden. Es fehlte den munteren Jungen eben das Wissen um die künstlerische Tradition, welche die trefflichen Greise zumindest in ihrer äußeren Erscheinung fortzuführen sich berufen wußten. Übrigens war der eine von diesen Silberhaarigen ein Kollege von mir, ein Dichter. Ich erfuhr es durch jenen mitteilbaren Journalisten und ich hatte, während wir an einer Rast- und Tankstelle im Saal eines Gasthauses gefüttert wurden, sogar das Glück, einen Blick in eine, wie es schien, von ihm eben erst begonnene Dichtung werfen zu können. Er saß nämlich neben mir an der Tafel und hatte vor sich ein kleines Notizbüchlein liegen, es war noch neu und leer, nur auf der ersten Seite standen ein paar in koketter Schönschrift geschriebene Zeilen, die ich mit von der Neugierde geschärftem Späherauge entzifferte. Sie lauteten:

PAPAGALLO

Vor kurzem wurde, so hörten wir berichten, in der Gegend von Morbio ein Papagei geboren, der übertraf, noch während er die Schule besuchte, schon alle seine Brüder und Kollegen an Alter, Weisheit, Verstand, Tugend und Wohlgefallen vor Gott und den Menschen so gewaltig, daß sein Ruhm die Städte und Länder zu erfüllen begann ähnlich dem Ruhm Achmeds des Weisen oder dem des nur mit höchster Ehrerbietung zu nennenden Scheich Ibrahim.

Ich war voll Bewunderung für den Stil dieser Erzählung, der die Gepflegtheit, Rundung und Glätte einer klassischen Überlieferung mit dem modernen Sinn für das Einfache und Monumentale in glücklicher Weise verband. Ich hätte dem Silberbarte, so gut er mir auch gefiel, diese Leistung nicht zugetraut, und es wäre mir ein Vergnügen gewesen, seine nähere Bekanntschaft zu machen, aber leider muß sein empfindlicher Künstlersinn gespürt haben, daß seine im Entstehen begriffene Dichtung vom Blick eines Neugierigen, vielleicht eines Banausen, vielleicht gar eines neidischen Kollegen belauert werde. Er klappte sein Heftchen plötzlich und mit Heftigkeit zu und strafte mich mit einem Genieblick voll so unsäglichlicher Verachtung, daß ich beschämt und traurig in mich zurück sank und den Tisch noch vor der Beendigung des Mahles verließ...

(Hier bricht das Manuskript ab.)